

Auf der Bühne der Epistemologie ist es im 20. Jahrhundert zu einer signifikanten Umbesetzung gekommen. Ins Rampenlicht der Theoriebildung tritt eine Gestalt, die bis dahin weitgehend zu einer Existenz *off stage* verurteilt war. Wenn überhaupt, dann durfte sie nur kurze Gastspiele geben, die meist mit einem Eklat endeten. Das hat sich geändert, seit neue Theorien den Spielplan bestimmen. Aus dem einstigen Spulwesen ist eine Schlüsselfigur geworden, die zwar ihren Mitspielern nicht ganz geheuer ist, aber von ihnen nichtsdestoweniger auf fast ehrerbietige Weise anerkannt wird.

Es handelt sich um die *Figur des Dritten*. Die klassische abendländische Episteme war binär organisiert und dachte das Dritte regulär nur in der Form des Übergangs oder der Verbindung zu höherer Einheit – und nicht als Größe, die neben den beiden Termen dualistischer Semantiken vom Typ wahr/falsch, Geist/Materie, Gott/Welt, gut/böse, Kultur/Natur, innen/außen, eigen/fremd bestehen bleibt. Demgegenüber räumen alle neueren Theorien, die sich mit Fragen der kulturellen Semiosis befassen, der Instanz des Dritten eine entscheidende Rolle ein. Das gilt für die Einführung dritter, den Binarismus der Metaphysik unterwandernder Größen in der Dekonstruktion (*différance*, Spiel, Chöra usw.) ebenso wie für Niklas Luhmann und seine kybernetische Systemlogik, die in Erweiterung oder gar Überwindung der aristotelischen Logik die Möglichkeit eines »tertium datur« zu eröffnen und auf diese Weise einen neuen Umgang mit systemischen »Fehlermeldungen« (Paradoxie, Tautologie) zu konzeptualisieren versucht.

Derselbe epistemologische Regiewechsel erfasst die kurrenten Theorien des Psychischen und Sozialen auch auf weniger abstraktem Niveau. Ganz ähnlich wie die philosophischen Weltmodelle sind die zwischenmenschlichen Beziehungen nicht mehr aus Gegensätzen und der Dynamik ihrer Schlichtung, sondern aus persistenten, in keine Einheit rückführbaren, sich vielmehr selbstänlich fortpflanzenden oder multiplizierenden Dreiecken zusammenge-

baut. Und auch hier gilt, dass der Dämon der alten Welt der Heros der neuen ist – was nicht bedeutet, dass man seine dämonischen Ursprünge vergisst. Die Störfaktoren von gestern haben sich, zum Guten oder zum Schlechten, in aktive soziale Operatoren von heute verwandelt.

Die Liste der neuen Protagonisten ist lang. So wurde der *Trickster*, jener unzuverlässige, listige, teils böartige und teils schelmische Doppelagent zwischen zwei Welten, den jedes einigermassen geordnete Götterregiment auszuschalten versuchte, inzwischen zur Ikone des Interkulturalitätsparadigmas erhoben.¹ Der *Bote*, der sich eigenmächtig verhält und dadurch als verfälschenden Dritten zwischen Absender und Empfänger ins Spiel bringt, hat sich einen Platz in den Medientheorien erschlichen.² Der *Dolmetscher*, dessen Übersetzungen auf ihrem Eigensinn insistieren und dadurch die intendierte Verständigung gefährden, kann sich mittlerweile zur Avantgarde der Sprachtheorie zählen.³ Durch Michel Serres ist sogar der *Parasit*, vormals als Schädling nach Kräften aus der Welt der reinen und ordnungsgemäßen Beziehungen eliminiert, zu theoretischen Würden gelangt; er hat sich «an den günstigsten Orten niedergelassen, im Schnittpunkt der Beziehungen» und zwingt ihnen seine Logik der Unordnung auf.⁴ Und schließlich nimmt der *Rivale*, der seit jeher das Duett der Liebenden in Missklang versetzte und dafür zumeist mit dem Leben bezahlte, in den Theorien des Begehrens eine neuartige Schlüsselposition ein.⁵ Kein Liebesbündnis und kein erotisches Begehren, die nicht in einer triangulären Dynamik prozessiert würden, in der die Figur des Nebenbuhlers die Hauptrolle spielt. Die Psychoanalyse wird inzwischen in Richtung auf eine allgemeine Theorie der Triangulierung weitergeschrieben,⁶ und mit René Girard ist der Rivale ins Zentrum der sozialanthropologischen Modellbildung getreten. Wenn das Begehren seiner Natur nach mimetisch ist und seine Kraft vor allem daraus gewinnt, das Begehren des Anderen zu imitieren, dann steht die affektive Verfasstheit

von Gesellschaften als ganzen im Zeichen der Rivalität – d. h. der Umlenkung aller Wünsche durch einen Dritten, der die paradoxe Reaktion einer feindseligen Nachahmung auf sich zieht.⁷

2

Differenztheoretisch entstehen »Effekte des Dritten« immer dann, wenn intellektuelle Operationen nicht mehr bloß zwischen den beiden Seiten einer Unterscheidung oszillieren, sondern die *Unterscheidung als solche* zum Gegenstand und Problem wird. Zu den jeweils unterschiedenen Größen tritt die Tatsache der Unterscheidung wie ein Drittes hinzu, das keine eigene Position innehat, aber die Positionen auf beiden Seiten der Unterscheidung ins Verhältnis setzt, indem sie sie zugleich verbindet und trennt: ein Drittes, das binäre Codierungen allererst möglich macht, während es selbst als konstituierender Mechanismus gewöhnlich im Verborgenen bleibt.

Vieles deutet darauf hin, dass diese Wendung der Perspektive auf das konstituierende Dritte »zwischen« binär aufeinander bezogenen Größen – mit anderen Worten: die Problematisierung der Unterscheidung als Unterscheidung – ein Phänomen darstellt, das in der Moderne besonders vordringlich geworden ist. Systemtheoretisch gesprochen geht es hier um Beobachtung zweiter Ordnung, d. h. um die Beobachtung von Beobachtungsweisen, die auch in den Periodisierungen der Luhmann-Schule ein Charakteristikum der Moderne darstellt. Das bedeutet keineswegs, dass nicht auch vormoderne Semantiken eine hohe Sensibilität für die Paradoxieanfälligkeit binärer Ordnungen, für Probleme der Grenzziehung, des Übergangs und der Vermischung zwischen opponierenden Bedeutungsfeldern besaßen. Indessen ist ihr allgemeiner, sozusagen offizieller Integrationsmodus von einer Art gewesen, die das Problem des Dritten im differenztheoretischen Sinn – als Eingeschlossenes/Ausgeschlossenes der Unterscheidung – nicht im gleichen Ausmaß aufgeworfen zu haben scheint.

Traditionelle duale Semantiken gewährleisteten die Einheit ihrer Unterscheidungen dadurch, dass jeweils eine Seite das Ganze mit

7 René Girard, *Das Heilige und die Gewalt*, Frankfurt/M. 1992, S. 211-247 und passim.

1 Vgl. den Beitrag von Erhard Schüttpehlz in diesem Band, S. 208-224.

2 Vgl. den Beitrag von Alexander Zons in diesem Band, S. 153-165.

3 Vgl. den Beitrag von Gudrun Rath in diesem Band, S. 137-149.

4 Michel Serres, *Der Parasit*, Frankfurt/M. 1987, Zitat S. 71. Vgl. den Beitrag von Petra Gehring in diesem Band, S. 180-192.

5 Vgl. den Beitrag von Andreas Kraß in diesem Band, S. 225-237.

6 Vgl. den Beitrag von Susanne Lüdemann in diesem Band, S. 80-93.

repräsentiert. Die scheinbare Parität zwischen den Gegensätzen (die auf Unentscheidbarkeit hinauslaufen würde) wird von einer funktionalen Asymmetrie durchbrochen, insofern einer der beiden Werte als großer Term figuriert, der den anderen, kleinen Term, dem er gegenübersteht, zugleich umschließt. So tritt in theologischer Perspektive Gott als Schöpfer der Welt aus sich heraus und schafft damit allererst die Möglichkeit zur Differenz, d. h. zum Entstehen diskreter Wesenheiten; aber die Spaltung zwischen Schöpfer und Schöpfung ist in der Universalität Gottes zugleich von Anfang an aufgehoben. Entsprechend beruhen die klassischen Morallehren darauf, dass der Gegensatz und die wechselseitige Relativierung von Gut und Böse ihrerseits eingefasst sind in einer guten und ordnungsgemäßen Einrichtung der Welt, auf die das Handeln des Menschen normativ verpflichtet werden kann. Auf gleiche Weise stellen metaphysische Systeme die Einheit der Welt sicher, indem sie in ihren begrifflichen Dualitäten jeweils einen Term privilegieren: etwa den Geist, der seinen Gegensatz, die Materie, umgreift und so die Welt davor bewahrt, manichäisch in zwei unversöhnliche Gegenkräfte zu zerfallen. Noch die Dialektik des deutschen Idealismus begreift Differenz als Ausfaltung einer (vorgängigen) Einheit, die in einer der beiden Seiten des dialektischen Widerspruchs – Vernunft, Ich, Subjekt – potentiell schon enthalten ist und sich nach Durchlaufen eines geistigen bzw. weltgeschichtlichen Aneignungsprozesses *in actu* vollzieht. Politisch virulent werden solche Formen konfliktueller Einheitsstiftung spätestens dann, wenn sie auf die Differenz Eigenes/Fremdes Anwendung finden. Die kulturelle Konfrontation zwischen Europa und der nichteuropäischen Welt war nach diesem Schema modelliert, das sich im Kolonialdiskurs, angefangen von der christlichen Missionierung bis hin zu noch heute anhängigen normativen Vorstellungen von Zivilisation und Entwicklung, manifestierte.

Eine Semantik, die dem heterarchischen und polyzentrischen Charakter moderner Gesellschaften Rechnung trägt, kann nicht mehr auf solchen hegemonialen Unifizierungen aufbauen. Hält sie am Grundmuster binärer Codierung fest, so wird es ihr doch unmöglich, zwischen dem einen Term der jeweils getroffenen Unterscheidung und der Einheit der Unterscheidung ein Verhältnis der Synekdoche – als Eintreten des Teils für das Ganze – zu konstruieren. Damit ist das herkömmliche Schema der Inklusion der

Teile ins Ganze überhaupt außer Geltung gesetzt. Umso schärfer stellt sich nun die Frage nach dem konstituierenden, sowohl verbindenden wie trennenden Dritten der jeweiligen Dichotomie.

Die alteuropäische Semantik hatte mit ihren Dualismen stets eine hochelaborierte Metaphysik der Dreizahl mitgeführt: vom christlichen Dogma der Trinität bis hin zu den neuplatonischen Triaden, die in der Renaissance wieder zu großer Bedeutung gelangten.⁸ In dieser Zahlensymbolik war die Dreizahl gewöhnlich dazu ausersehen, die Entzweiung der Welt zu überwinden und eine als vorgängig verstandene Einheit zu restituieren. Das gilt ebenso für die geschichtsphilosophischen Dreischrittmodelle, die von der Aufklärung bis zu Comte und Marx grundlegend sind. Daneben gab es das Dritte durchaus auch als Kategorie einer kritischen, die Ordnung der Welt bedrohenden Größe: überall dort, wo Mischungen und Bastardisierungen binärer Zurechnungskategorien, groteske Missbildungen, monströse Zwittergeschöpfe und -welten in den Blick kamen. Bestimmte Strömungen und Epochen, insbesondere der europäische Manierismus, scheinen geradezu davon besessen, die Organisationskraft dichotomischer Begriffs- und Wertordnungen durch Konstruktion »dritter Fälle« an ihre Grenze und darüber hinaus zu treiben.

Alles in allem jedoch blieben dies Ausnahmen in einem Universum von Regeln, das in seinem Bestand nicht oder nur sporadisch und krisenweise gefährdet war. Anders verhält es sich mit den Denkweisen des Dritten, die das 20. Jahrhundert hervorgebracht hat. Hier wird der Ausnahmezustand gewissermaßen auf Dauer gestellt. Wenn in der Begegnung zweier Parteien keine von beiden Seiten einen hegemonialen Anspruch mehr geltend machen kann – einen Anspruch, der das Fremde in das Eigene zurückführt und den Gegensatz als Derivat einer übergreifenden Ordnung ansieht, die mit der eigenen übereinstimmt –, dann ist eine neue Grammatik kultureller und epistemologischer *Verhandlungen* notwendig, die mit herkömmlichen Mitteln nicht zu erzielen ist.

Dass der »epistemologische Ausnahmezustand«, den das späte 20. Jahrhundert ausgerufen hat, nicht als bloßes Durchgangsstadium von einer identitären Ordnung zur anderen aufgefasst werden

⁸ Elisabeth von Samsonow, »Trias, Triadens«, in: Joachim Ritter u. a. (Hg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 10, Darmstadt 1998, Sp. 1479–1483. Vgl. den Beitrag von Renate Lachmann in diesem Band, S. 94–109.

kann, können semantikgeschichtliche Vergleiche zeigen. Während beispielsweise neuzeitliche Kategorien wie ›Monstrosität‹ oder ›Groteske‹ ihren Sinn oder Unsinn daher beziehen, dass sie aus der Ordnung der Dinge ausscheren (in Form taxonomischer Verwirrung oder eines karnevalesken Intermezzos), ist das etymologisch verwandte Konzept der Hybridität, wie es vor allem in den 1990er Jahren weltweit diskutiert wurde, nicht auf die Abweichungen einer Übergangsphase beschränkt. Es versteht ›Zwischen-Sein‹ auf allen soziokulturellen Ebenen vielmehr als Signum einer paradoxen, weil nicht mehr normierbaren ›Normalität‹ der (Post-)Moderne.

Wie grundlegend dieser Wandel ist, lässt der Abstraktionsgrad der theoretischen Modelle erahnen, die so etwas wie eine ›transbinäre Grammatik dritter Räume‹ zu entwerfen versuchen. Es gibt Gründe für die Vermutung, dass die entscheidende epistemologische Bruchlinie, von der deutschen Philosophiegeschichte her betrachtet, irgendwo zwischen Hegel und Marx einerseits, Kierkegaard und Nietzsche andererseits verläuft. Sie ist markiert durch das Ende der systemphilosophischen Weltentwürfe, die zwar die älteren Hierarchien in eine Entwicklungsdynamik von Widersprüchen überführen, aber Drittheit letztlich nur als versöhnliche Aufhebung der Dynamik und Schlussstein des großen Ganzen, in Gestalt einer dialektischen Synthese, anerkennen. Die eigentliche Karriere der Figur des Dritten beginnt hingegen erst dort, wo solche Schließungen und Ruhigstellungen unmöglich werden. Das ›Dritte‹ in dem hier behandelten Sinn gedeiht in offenen, häufig essayistischen, jedenfalls im Hinblick auf totalisierende Systemansprüche skeptischen Gedankenmilieus. Und anscheinend artikuliert sich in solchen unabgeschlossen-unabschließbaren Denkformen, wie sie seit dem Ausgang des 19. Jahrhunderts vorherrschend werden, eine nicht mehr auf Einheitsprinzipien hin ausgerichtete Gesellschaftsstruktur.

Was den Umbau hierarchisch gestufter Kategoriensysteme zu Modellen einer pluralen und heterarchischen Wissenslandschaft betrifft, sticht Wittgensteins Theorie des Sprachspiels hervor, auf die Lyotard in seinem programmatischen Buch *La condition post-moderne* zurückgreift. Im angelsächsischen Raum kommt Peirce' dreiwertiger Semiotik der Rang einer Pionierleistung zu, die in die weitere Entwicklung des Pragmatismus ausstrahlt. Besonders hoch ist die Referenzdichte auf Figuren/Strukturen des Dritten im

theoretischen Orbit des Poststrukturalismus – angefangen von Lévinas' Meditationen über Andersheit⁹ bis hin zu den zahlreichen identitäts- und metaphysikkritischen Konzepten, die in den zurückliegenden Jahrzehnten die Methodenreflexion der Kulturwissenschaften beherrscht haben.

3

Plastischer noch als in solchen philosophiegeschichtlichen Bestandsaufnahmen lässt sich die Karriere der in Rede stehenden Figur nachzeichnen, wenn man der Vielzahl und den konkreten Gegebenheiten der epistemischen Regimes Rechnung trägt, die gleichsam vom ›Gespenst des Dritten‹ heimgesucht werden. Hier öffnet sich das Thema für einen – noch ausstehenden – wissenschaftsgeschichtlichen Vergleich, bei dem man trotz der Diversität der einzelnen Wissensmilieus allenthalben vermutlich ganz ähnliche Problemstellungen antreffen wird.

Jedenfalls ist auffällig, auf wie unterschiedlichen Feldern um 1900 eine Öffnung und ›Neuverhandlung‹ geltender logischer Ordnungen im Zeichen der Dreizahl erfolgt. Das Beispiel von Peirce wurde bereits erwähnt, dessen ›Triadomania‹¹⁰ in die Linguistik und in die sich zu jener Zeit revolutionierende mathematische Logik hineinwirkt. In den Naturwissenschaften ist Henri Poincaré zu nennen, der sich in mehreren Abhandlungen aus den 80er und 90er Jahren des 19. Jahrhunderts mit dem Drei-Körper-Problem (der Interdependenz zwischen drei – oder mehr – durch die Gravitationskraft aufeinander einwirkenden Himmelskörpern) befasst, das mit den Mitteln der klassischen Newtonschen Mechanik und ihren linearen Gleichungen nicht zu lösen ist.¹¹ Poincarés Entdeckungen gelten als eine der Urszenen der Chaostheorie;¹² das Chaos wäre also auch in der Physik eine Tochter des Dritten.

⁹ Vgl. den Beitrag von Thomas Bedorf in diesem Band, S. 125–136.

¹⁰ Vgl. Cary W. Spinks, *Peirce and Triadomania. A Walk in the Semiotic Wilderness*, Berlin, New York 1991.

¹¹ Henri Poincaré, *Sur le problème des trois corps et les équations de la dynamique* [1890], in: ders., *Œuvres*, Bd. 8: *Mécanique céleste et astronomie*, Paris 1952, S. 262–490, hier S. 264 f.

¹² John Briggs, F. David Peat, *Die Entdeckung des Chaos. Eine Reise durch die Chaostheorie*, München, Wien 1990, S. 34–38.

Eine analoge Verbindung zwischen Drittheit, Emergenz und Komplexität findet sich in den Sozialwissenschaften der Zeit. Von der Soziologie als einem sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts konstituierenden Fach kann mit geringer Übertreibung gesagt werden, dass sie ihren Gegenstandsbereich der Dreizahl verdankt. Gründungsurkunde der soziologischen Figur des Dritten sind Georg Simmels *Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung* von 1908. Simmel sieht die Zweierbeziehung als *vorsoziale* Relation an. Erst das Hinzutreten des Dritten lässt Gesellschaft als Gesellschaft emergieren und setzt Prozesse sozialer Objektivierung in Gang, die über die Sphäre einer reziproken, jederzeit auf Personen zu-rechenbaren Interaktivität hinausgehen. Auf Simmels Analyse der »Zahlverhältnisse der Vergesellschaftung«,¹³ die wesentlich in einer Typologie von Dritten besteht, greifen Studien zur Gruppen- und Familiensoziologie und neuerdings mentalitätsgeschichtliche Arbeiten zurück.¹⁴

Von besonderem Interesse sind Simmels *Untersuchungen* nicht nur wegen ihres inhaltlichen Ertrags, sondern auch weil sie sich als *Text* in die Bewegung des Dritten verstricken, die sie zu beschreiben versuchen. Während Simmel nämlich einerseits die Schwelle zum Sozialen als Schritt von der Zwei- zur Dreizahl markiert, muss er andererseits einräumen, dass die Ehe, die er als Prototyp der gesellschaftlich relevanten, aber eben noch vorsozialen Zweierbeziehung ansieht, ihrerseits im Regelfall von einem Dritten gestiftet wurde¹⁵ – eine Tatsache, die der Literatur eine Fülle von Erzählanlässen geboten hat. Aus der Schwellenkonstruktion wird auf diese Weise

13 Georg Simmel, *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*, Leipzig 1908, S. 98.

14 Tilman Allert, *Die Familie. Fallstudien zur Unverwundlichkeit einer Lebensform*, Berlin, New York 1998; Othmar F. Fetz, *Der undenkbar Dritte. Vorsokratische Anfänge des eurogenen Naturverhältnisses*, Tübingen 2000.

15 »In der Geschichte der Ehe ist es auffallend, eine wie große – und zwar immer traditionelle – Rolle dritte Personen, oft nicht einmal Verwandte, bei der Werbung, den Ausmachungen über die Mitgift, den Hochzeitsgebräuchen spielen – bis zum eheschließenden Priester. Diese unindividuelle Initiation des Verhältnisses symbolisiert sehr fühlbar die soziologisch unvergleichliche Struktur der Ehe: daß die allerpersönlichste Beziehung sowohl nach der Seite des inhaltlichen Interesses, wie der formalen Gestaltung hin von schlechthin überpersönlichen, geschichtlich-sozialen Instanzen aufgenommen und gelenkt ist« (Simmel, *Soziologie* [wie Anm. 13], S. 88).

eine Zirkelstruktur, die den Dritten nur ableiten kann, indem sie ihn bereits voraussetzt: ein Hinweis auf den irritierenden *selbstinvoluntiven* Charakter derartiger Triaden, der eine entsprechend kreisförmige Bestimmung des jeweiligen Anfangs erzwingt. Sowie Gesellschaften sich aus individualistischen Atomen zusammensetzen, die dann in paarförmige Interaktion miteinander eintreten,¹⁶ so wenig gesellt sich der Dritte nachträglich zur Dyade hinzu. »Es gibt ein Drittes vor dem Zweiten; es gibt einen Dritten vor dem anderen«, heißt es bei Michel Serres.¹⁷ Deshalb lässt sich eine Theorie des Dritten nicht aus einem Konzept von Intersubjektivität und Alterität ableiten; sie ist nicht phänomenologisch reduzierbar.¹⁸

Auch für die Analyse affektiver Strukturen ist die Dreizahl wesentlich. Die Psychoanalyse eröffnet eine Wissenschaftstradition, in der die menschliche Ontogenese, insoweit sie den Bereich des Seelenlebens betrifft, als Resultat von Triangulierungen erscheint. Während Freud sich mit der Konstruktion des Ödipuskomplexes weitgehend auf den familialen Rahmen beschränkte, hat René Girard als kritischer Freud-Leser den Mechanismus der *mediated desire* zum affektiven Mechanismus der Soziogenese im Ganzen erklärt – nicht ohne die Freudsche Affektgrammatik umzukehren und zum *Verfolgermythos* der Väter zu erklären, was bei Freud noch aggressives Begehren der Söhne war, nämlich Inzest und Vätermord.¹⁹ Diese theoretische Bezugnahme und zugleich Umkehrung

16 Dies ist das der klassischen Ökonomie als Lehre vom Tausch zwischen Individuen zugrunde liegende Schema. Vgl. den Beitrag von Birger P. Priddat in diesem Band, S. 110-124.

17 Serres, *Der Parasit* (wie Anm. 4), S. 97.

18 Die kultursoziologische Forschung hat sich seit dem Beginn dieses Jahrzehnts in einer Reihe von wichtigen grundlagentheoretischen Arbeiten dem Problem des Dritten zugewendet, um die Anthropologie der Intersubjektivität zu komplizieren (Joachim Fischer) oder die Theorie des radikalen Anderen zu vertiefen (Thomas Bedorf). Vgl. Joachim Fischer, »Der Dritte. Zur Anthropologie der Intersubjektivität«, in: Wolfgang Ebbach (Hg.), *wirthlische Identität und Alterität in Theorie und Methode*, Würzburg 2000, S. 103-136; ders., »Tertiärität. Die Sozialtheorie des »Dritten« als Grundlegung der Kultur- und Sozialwissenschaften«, in: Jürgen Raab u. a., *Phänomenologie und Soziologie. Theoretische Positionen, aktuelle Problemfelder und empirische Umsetzungen*, Wiesbaden 2008, S. 121-130; Thomas Bedorf, *Dimensionen des Dritten. Sozialphilosophische Modelle zwischen Ethischem und Politischem*, München 2003.

19 Girard, *Das Heilige und die Gewalt* (wie Anm. 7), S. 248-280. Vgl. Albrecht Koschorke, »Die Figur des Dritten bei Freud und Girard«, in: Andreas Kraß, Alex-

macht auf exemplarische Art deutlich, dass Beziehungsdreiecke unruhige, jederzeit affektiv umbesetzbare und hermeneutisch umdeutbare Formationen darstellen, weil sie sich, je nach Perspektive, ihrerseits in drei gegenstrebige 2+1-Relationen auflösen lassen. Es dürfte kein Zufall sein, dass gerade diese Unruhe zum Movens literarischer Experimentalanordnungen geworden ist – in erotischen Dreiecksgeschichten, in den Familiendreiecken der Tragödie²⁰ und nicht zuletzt etwa in den expressionistischen Vätermord-Dramen, die den psychoanalytischen Ödipus-Mythos mit und gegen Freud ausagieren. Doch auch im ›Normalbetrieb‹ von Familien herrscht das Gesetz der Triangulierung. »Familien«, so formuliert es Michael Buchholz prägnant, »springen nicht im Quadrat, sondern im Dreieck, und dies auch dann, wenn es mehr als drei Personen sind, sei es, daß weitere Geschwister hinzukommen, sei es, daß irgend jemand sonst noch in der Familie lebt.«²¹ Einmal mehr zeigt sich hier, dass die Dreizahl das Einlasstor (und zugleich die Reduktionsformel) von Komplexität ist, nach dem Motto: eins, zwei, viele.²²

Wenn von der Figur des Dritten gesprochen wird, dann ist – dies sollte deutlich geworden sein – ›Figur‹ nicht vorrangig in einem personalen Sinn zu verstehen. Zwar mögen sich Figuren des Dritten in literarischen Helden inkorporieren, aber noch grundsätzlicher geht es dabei um ein liminales ›Spiel auf der Schwelle‹, eine Dynamik der Indirektheit innerhalb kognitiver, affektiver und sozialer Strukturen. Es kennzeichnet solche Strukturen, dass sie nicht allein in sich unruhig sind, sondern auch auf Seiten des Beobachters wandernde Blickpunkte erzwingen und insofern auf unumgängliche Weise mehrdeutig bleiben. Dieser Effekt der Polyvalenz und Polyglossie, der sich im Zeichen des Dritten zuträgt, ist zumal in den Theorien des ausgehenden 20. Jahrhunderts wichtig geworden.

andra Tischel (Hg.), *Bündnis und Begehren. Ein Symposium über die Liebe*, Berlin 2002, S. 23–34.

²⁰ Vgl. den Beitrag von David E. Wellbery in diesem Band, S. 276–291.

²¹ Michael B. Buchholz, *Dreiecksgeschichten. Eine klinische Theorie psychoanalytischer Familientherapie*, Göttingen, Zürich 1993, S. 7.

²² Verwandte Vorstellungen existieren offenbar auch außerhalb der westlichen Kultur, etwa im Daoismus. So heißt es im 42. Kapitel des *Daodejing*: »Die Einheit bringt die Zweifheit hervor. Die Zweifheit bringt die Dreifheit hervor. Die Dreifheit bringt die zehntausend Dinge hervor« (zit. n. Hans-Georg Möller, *In der Mitte des Kreises. Daoistisches Denken*, Frankfurt/M., Leipzig 2001, S. 157).

Wenn von ›Figur‹ die Rede ist, handelt es sich also immer auch um *Figuration*. Die Debatten um Konzepte wie ›third space‹ (Homi Bhabha), um hybride Kulturen, schließlich um die in den *Gender Studies* entworfene Utopie des dritten Geschlechts²³ deuten auf die Virulenz dieser Figuration, die immer auch ein *defigurierendes*, feste Bedeutungsbehauptungen auflösendes Element in sich trägt.

Die Begriffe ›thirdness‹ und ›third space‹ werden vor allem zur Beschreibung politischer Phänomene verwendet, die sich aus anschwellenden Migrationsströmen, der damit verbundenen Interkulturalitätsproblematik und der Auflösung nationalstaatlicher wie ethnischer Identitätsbeglaubigungen im Zusammenhang der Globalisierung ergeben. Weniger Aufmerksamkeit haben entsprechende Effekte im Recht auf sich gezogen. Indessen befindet sich auch die Rechtsentwicklung in einer Phase, in der durch die Aufweichung nationalstaatlicher Rechtsnormenhierarchien bisher verdeckte Paradoxien auftauchen und der »ausgeschlossene Dritte [...] sich deutlich bemerkbar« macht.²⁴ Das Recht reagiert darauf bezeichnenderweise mit Verfahren, die dem Fundus der Rhetorik entstammen: durch Herstellung von Analogien – etwa durch Übertragung bisher nationalstaatlich gerahmter Souveränitätskonzepte auf transnationale Verhältnisse –, durch *dirty practices* performativer Selbstvalidierungen und kühne, wenngleich bodenlose Als-ob-Konstruktionen, die sich allein durch ihren sprachlichen Vollzug Geltung verschaffen.

Dieser Prozess einer gewissermaßen unfreiwilligen Kulturalisierung streng systematischer Lehrgebäude erfasst inzwischen sogar die Historiographie der Naturwissenschaften, die bisher durch den *nature/culture divide* vor derartigen Hybridformen gefeit schienen.²⁵ Bruno Latour verbindet mit den von ihm so genannten ›immutable mobiles‹ eine Theorie des Transfers zwischen unterschiedlichen

²³ Vgl. den Beitrag von Claudia Breger in diesem Band, S. 35–48.

²⁴ Gunther Teubner, »Des Königs viele Leiber. Die Selbstdekonstruktion des Rechts«, in: *Soziale Systeme* 2 (1996), S. 229–256, hier S. 236. Vgl. Niklas Luhmann, »The Third Question. The Creative Uses of Paradoxes in Law and Legal History«, in: *Journal of Law and Society* 15 (1988), S. 153–165. Zur Rolle des Dritten im Recht vgl. den Beitrag von Elena Barnert in diesem Band, S. 254–263.

²⁵ Albrecht Koschorke, »Zur Epistemologie der Natur/Kultur-Grenze und zu ihren disziplinären Folgen«, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 83 (2009), H. 1, S. 9–25.

Gegenstandswelten und Wissensordnungen.²⁶ Peter Galison entwickelt aus seinen Feldforschungen zur Kommunikation zwischen naturwissenschaftlichen Labors das Konzept der ›trading zone‹, eines dritten Bereichs an den Rändern und Übergängen der jeweiligen disziplinären Systematiken, in dem Wissen unter selbst erst noch zu verhandelnden epistemologischen Konditionen ausgetauscht wird.²⁷ Hans-Jörg Rheinberger rekurriert auf Derridas Begriff der Spur, um die Spannung zwischen experimenteller Konstruktion einerseits, Widerstand des Materials andererseits zu markieren.²⁸ Dies sind nur einige Beispiele dafür, wie das Vokabular von *displacement* und Dislozierung, Transposition und Translokaltät, wie überhaupt die Mode der Präfixe ›trans-‹, ›inter-‹, ›para-‹ bzw. ›par-‹ die *science studies* durchdringt.

Inzwischen ist die Erschließung hybrider Wissensfelder regelrecht zu einem Imperativ der (staatlichen) Forschungslenkung geworden. Ob in den Geistes- oder Naturwissenschaften – überall werden die Zonen größter Innovationskraft an den Rändern und in den Interferenzzonen zwischen den etablierten Fächern mit ihrem bisher wechselseitig exklusiven Methodenkanon vermutet. Während die Entstehung der modernen Universität um 1800 im Zeichen disziplinärer *Territorialisierung* stand, wird im Wissenschaftsbetrieb um 2000 der *Migration* von Konzepten, dem Ideentransfer gleichsam quer durchs Gelände Vorrang eingeräumt – ein Vorgang, dem die neu firmierten Kulturwissenschaften ihren Erfolg und ihre ›transversale‹ Methodik verdanken. Wie die Bewohner der globalisierten Moderne führt das Wissen dieser Epoche eine zusehends nomadische Existenz.

Spätestens an dieser Stelle darf ein Begriff nicht mehr fehlen, von dem im historischen Rückblick, Erhard Schüttpelz zufolge, »die Leute in der Zeit zwischen 1990 und 2010 [...] geradezu besessen gewesen zu sein« scheinen: das »Netz«.²⁹ Denn auch Netze sind

nicht aus Dyaden, die sich in selbstgenügsamer Reziprozität abschließen, sondern aus Beziehungsdreiecken geknüpft, die immer neue Triangulierungen hervortreiben und sich so wie von selbst multiplizieren.

Auf ihre Weise ist die sozialwissenschaftliche Netzwerkanalyse zu ähnlichen Ergebnissen gelangt wie die durch postmoderne Dezentrierungen und Dekonstruktionen geprägten Kulturwissenschaften – so gering sonst die Gemeinsamkeiten sein mögen. Das macht sich nicht zuletzt darin bemerkbar, dass in beiden Theoriemilieus der Subjektstatus sozialer Akteure zunehmend als problematisch erscheint. Im gleichen Maß, in dem Begriffe des sozialen Ganzen ihre Glaubwürdigkeit verlieren, ist es auch um die Integrität individueller Subjekte geschehen. Sie werden ihrerseits konzipiert als Kreuzungspunkte von Diskursen und Kräften, multiple Existenzen, die sich nur durch einen dezisionistischen Akt in die Passform personaler Identität haben zwingen lassen. In dieser Hinsicht sind die Arbeiten Bruno Latours und der Konstanzer Soziologin Karin Knorr-Cetina wegweisend, weil sie die herkömmliche Subjekt-Objekt-Dichotomie zurückweisen und soziale Akteure stattdessen als Kompositformen mit menschlichen und technischen Anteilen begreifen.³⁰ Sozialität stellt sich nicht allein über zwischenmenschliche Kommunikation her, sondern ebenso über den Umgang mit Dingen, die – als verbindende und trennende, begehrte und bedrohliche, inkorporierte und ausgesonderte, natürliche und artifizielle Elemente – ein eigenes Arsenal von Figuren des Dritten bilden.

Ohne auf die ausufernde Netzwerk-Diskussion in der Medienwissenschaft, in der Beschreibung von Wirtschaftsstrukturen³¹ oder in den *science studies* (Actor-Network-Theory³²) näher einzugehen, lassen sich doch einige allgemeine Gründe angeben, warum das ›Netz‹ zu einem der großen und suggestiven Leitmotive der Gegenwart werden konnte. Offenbar entspricht es dem Selbstbild einer Gesellschaft – jedenfalls aus der Sicht ihrer privilegierten Wortfüh-

26 Bruno Latour, *Science in Action. How to Follow Scientists and Engineers through Society*, Cambridge/MA 1987.

27 Peter Galison, *Image and Logic. A Material Culture of Microphysics*, Chicago 1997.

28 Hans-Jörg Rheinberger, *Experimentalsysteme und epistemische Dinge. Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas*, Göttingen 2001.

29 Erhard Schüttpelz, »Ein absoluter Begriff. Zur Genealogie und Karriere des Netzwerkkonzepts«, in: Stefan Kaufmann (Hg.), *Vernetzte Steuerung. Soziale Prozesse im Zeitalter technischer Netzwerke*, Zürich 2007, S. 25-46, hier S. 25.

30 Karin Knorr-Cetina, *Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft*, Frankfurt/M. 1991; Bruno Latour, *Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft*, Frankfurt/M. 2002. Vgl. den Beitrag von Dierk Spreen in diesem Band, S. 166-179.

31 Manuel Castells, *The Information Age. Economy, Society, and Culture*, 3 Bde., Oxford, Malden/MA 1996-1998.

32 Einen Überblick bieten Andrea Belliger und David J. Krieger (Hg.), *ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie*, Bielefeld 2006.

rer –, die sich nicht mehr über die Idee einer hierarchischen Einfügung aller Teile in ein großes Ganzes definiert, sondern als ein Gefüge von sich überlagernden informellen Strukturen, die sich mit großer Beweglichkeit bilden und ebenso schnell wieder auflösen können.³³ Netzwerke als soziale Formationen beharren nicht auf einer allen Mitgliedern gemeinsamen Wesenheit, sondern begnügen sich mit partieller, befristeter, leicht aufkündbarer Beteiligung; sie integrieren sich über Relationen, nicht über irgendeine angenommene Substanz; ihr Zusammenhalt beruht nicht auf rigider Kopplung der Elemente, sondern auf der »Kraft schwacher Bindungen«;³⁴ statt über eine zentrale Steuerungsinstanz zu verfügen, sind sie auf lockere Weise multilateral koordiniert.

In den neueren Analysen von Machtsystemen lässt sich dementsprechend so etwas wie ein »infrastructural turn« ausmachen – eine Verlagerung der Aufmerksamkeit weg von hierarchischen, mit klaren Grenzen versehenen, scheinbar stabilen politischen Gebilden und hin zu den Verbreitungswegen und Diffusionsweisen der Macht. Macht wird dabei als ein plurikausales Zusammenspiel von Netzwerken verstanden, die dezentriert, asynchron und in großen Teilen unabhängig voneinander agieren. Deshalb werden die entscheidenden sozialen Kräfte nicht mehr im Zentrum, sondern in der Spannung zwischen Zentrum und Peripherie verortet, in den »*interstices*«, d. h. Lücken, Rändern, Rissen der jeweiligen Machtgefüge.³⁵

Überhaupt ist ja die Netzwerkanalyse um Fragen der Einheit und der dazugehörigen Reinhaltung von Grenzen wenig besorgt. Sie scheint sich vielmehr in einer fröhlichen Heterogenität anzusiedeln, in der die alte Trennungsarbeit zwischen Innen und Außen, Eigenem und Fremdem wenig Sinn macht, weil die Hauptaktivität in der Erzeugung eines Gefüges diffuser Partizipationen besteht. So jedenfalls die Theorie, die heutige Gesellschaften zu offenen, ihre

33 Die Darstellung lehnt sich hier an eine Gegenüberstellung zwischen den sozialen Leitmetaphern »Körperschaft« versus »Netzwerk« an, in: Albrecht Koschorke u. a., *Der fiktive Staat. Konstruktionen des politischen Körpers in der Geschichte Europas*, Frankfurt/M. 2007, S. 385–387.

34 Mark Granovetter, »The Strength of Weak Ties«, in: *American Journal of Sociology* 78 (1973), S. 1360–1380.

35 Michael Mann, *Die Geschichte der Macht*, 3 Bde., Frankfurt/M., New York 1994–2001, bes. Bd. 1, in dem Mann sein Konzept der interstitialen, d. h. an den Rändern von lockeren Machtgebilden entstehenden, gesellschaftlichen Dynamik entwickelt.

Mitglieder auf formlose Art inkludierenden, weitgehend deregulierten »Netzwerkgesellschaften« erklärt.³⁶ Wie in der Werbung von Telekommunikationsfirmen geht mit der Idee des Netzwerks das große Versprechen einher, jeden mit jedem und alles mit allem in Verbindung zu setzen. Dabei gerät allerdings aus dem Blick, dass solche Beziehungsnetze wie schon in früheren Zeiten dazu tendieren, Systeme von Nutzfreundschaften und Patronage zu bilden, die sich durch Aushöhlung politischer Institutionen »auf die (Wieder-)Erstehung relativ geschlossener Elitenzirkel hinbewegen«.³⁷ So offen sich Netzwerke geben, sie rühren nicht an den Fortbestand sozialer Barrieren – etwa durch Eigentum. Das nährt den Verdacht, dass die Rede von flachen Hierarchien und lockeren Strukturen eine Rede von Privilegierten ist und nur der Illusion Vorschub leistet, dass alle Beteiligten über den gleichen Handlungsspielraum verfügen.

4

Der Netzwerk-Diskurs liefert ein Beispiel dafür, dass es durchaus möglich ist, aus dem »Denken des Dritten« ideologische oder jedenfalls ideologieverdächtige Gesellschaftsbeschreibungen abzuleiten. Diese Einsicht kann vor der verbreiteten Neigung schützen, die Berufung auf dritte Kategorien mit dem vollen Kredit einer herrschaftskritischen, antihegemonialen Geste auszustatten, kraft deren gesellschaftliche Dichotomien vom Typ Mann/Frau, weiß/schwarz, eigen/fremd unterlaufen oder subvertiert werden. In dritten Räumen, so wäre dem entgegenzuhalten, schwächt sich das Machtfeld nicht einfach ab; es arrangiert sich nur nach komplizierteren Regeln.

Es trägt zur Präzisierung der Problemstellung bei, wenn man die Positionen im jeweiligen Dreieck und die Art ihrer Positionalität nicht als fixe Größen, sondern als Variablen in einem Feld betrachtet. Das gilt schon für die binären Begriffspaare, die so etwas wie Grundbausteine jeder stabilisierten kulturellen Semantik bilden

36 Zur kritischen Analyse dieses Begriffs: Philipp Hessinger, »Es gibt kein richtiges Netzwerk im Falschen – Ein Versuch über Patronage und Post-Demokratie und die jüngere Entwicklung des postindustriellen Kapitalismus«. Vortragstypuskript, Konstanz, 10. Dezember 2007.

37 Ebd., S. 6. Vgl. meinen Beitrag zur Institutionentheorie in diesem Band, S. 49–64.

– aus dem schlichten Grund, dass sie mit dem geringsten Aufwand die größte Ordnungsleistung erbringen. Gleichwohl ist der Grad ihrer Verfestigung und kulturellen Dominanz veränderlich, und dies wirkt sich wiederum auf den Spielraum aus, den sie für intermediäre Größen lassen. Differenzen, ob real oder imaginär, sind nicht von sich aus wirksam. Sie müssen mit sozialen Kräften in Verbindung treten und *aktiviert* werden. Je stärker sie affektiv besetzt sind, desto mehr neigen sie dazu, eine Dynamik der Spaltung in Gang zu setzen. Dieser Vorgang lässt sich bei der Eskalation von Konflikten beobachten. Wer sich bedroht fühlt, sieht überall Feinde und wird folglich zu rigiden Freund-Feind-Schemata neigen, die sich durch ein Wechselspiel von Aggression und Gegenaggression auf beiden Seiten zu bestätigen scheinen. Auf diese Weise zerreißt das Band, das die gegnerischen Fraktionen anfangs noch miteinander verbunden haben mochte; die Polarisierung erfasst nach und nach alle Bereiche des alltäglichen Zusammenlebens, entfremdet Nachbarn, zerschneidet Familien, zersetzt überhaupt alle grenzüberschreitenden Allianzen und erzwingt eine immer rabiatere Solidarisierung mit der eigenen Bezugsgruppe (die sich häufig in diesem Prozess überhaupt erst gebildet hat).³⁸

Wird die Bedrohung als total empfunden, scheint sie sich auf die eigene basale Identität und Würde zu richten; und kann ihr mit realistischen Mitteln nicht mehr begegnet werden, so gewinnt die Freund-Feind-Unterscheidung oft eine geradezu sakrale Dimension. Im Extremfall steigert sie sich zu einem Szenario, das Marc Juergensmeyer als ›cosmic war‹ beschrieben hat: einem Szenario, in dem es mehr noch um die Vernichtung des Feindes als um die eigene Verteidigung geht.³⁹ Spätestens dann ist ein Zustand erreicht, in dem – in kosmischem Maßstab – kein vermittelndes Drittes mehr gedacht werden kann. Sofern zur eigenen Rechtfertigung auf die Idee eines Gottes Bezug genommen wird, wird in diesem Gott keine universelle Instanz über den Konfliktparteien, sondern ein Anführer der eigenen Seite angerufen, der bedingungslosen Gehorsam fördert. Der Gott der Gegenpartei wird dementsprechend mit den Zügen eines teuflischen Wesens versehen, so dass die Dynamik der Spaltung auch noch ins Transzendente ausgreift.

³⁸ Vgl. den Beitrag von Klaus Holz in diesem Band, S. 292–303.

³⁹ Marc Juergensmeyer, *Terror in the Mind of God. The Global Rise of Religious Violence*, Berkeley u. a. 2000, S. 148–165.

In diesem Stadium hat sich das dichotomische Schema kognitiv und ideologisch so weit verfestigt, dass Bemühungen um Kompromiss, Koexistenz und Toleranz nicht mehr als Angebot akzeptiert, sondern ihrerseits in den binären Code eingelesen werden und als unrechtmäßige Schwächung der eigenen Kräfte erscheinen. Oder anders beschrieben: Es treten sich zwei Formen von Drittheit gegenüber, deren Inkompatibilität ein im politischen Raum immer wiederkehrendes Missverständnis erzeugt – was die Gemäßigten als Bereitschaft zur *Verhandlung* anerkannt wissen wollen, ist in den Augen der Radikalen die Aufforderung zur Korruption und zum *Verrat*. So erklärt sich das Verlangen nach Reinheit, das regelmäßig mit semantischen Radikalisierungen einhergeht und darauf zielt, gegenüber dem angenommenen Feind eine klare Frontlinie zu ziehen. Aus der Pragmatik von Alltagsunterscheidungen, die in der Regel von zahlreichen anders gelagerten Unterscheidungen relativiert werden und überdies breite Grauzonen aufweisen, kann sich im Prozess politischer Eskalation eine Schwarz-Weiß-Grammatik von terroristischer Härte entwickeln – eine Grammatik sozialen Handelns, die sich so lange stabil hält, wie sie Zufuhr durch entsprechende affektive Energien und sich daran anlagernde Interessen erhält.

Ob eine soziale Gruppe bereit ist, dritte Optionen zu denken, hängt also nicht nur vom Grad ihrer Einsicht, sondern vor allem vom jeweiligen Aggressions- bzw. Angstpegel ab. Insofern deutet die Konjunktur von Figuren des Dritten auf die Dominanz eines vergleichsweise affektberuhigten zivilgesellschaftlichen Diskurses, der scharfe Schnitte entweder meidet oder relativiert. Auch das ist eine Form von Diskursmacht, sowenig sie sich als solche durchschaut. Dass gerade die Moderne eine Vielzahl religiöser Fundamentalismen hervorgebracht hat, die ihre Leitunterscheidungen in ein apokalyptisches Szenario des *cosmic war* hinein vergrößern, ist ja seinerseits eine Reaktionsbildung auf die Erfahrung zunehmender ›Unreinheit‹ und Hybridität. Die Favorisierung des Dritten, etwa durch Bekenntnis der Mehrheitsgesellschaft zu einem urbanen Multikulturalismus, löst in bestimmten Bevölkerungsgruppen umgekehrt eine wachsende Unduldsamkeit und ein Bedürfnis nach dichotomischer Trennschärfe aus, die ihre Zuspitzung in phantasierten Entscheidungskrisen finden. Die Lage wird noch dadurch kompliziert, dass jeweils nur die Vermengungen der Gegenseite ins

Auge springen, während die eigenen Trennungen unhinterfragt bleiben. So ruht etwa der Multikulturalismus westlicher Prägung einer rigiden institutionellen Grenzziehung zwischen Politik und Religion auf, wohingegen fundamentalistische Bewegungen, sonst auf strikte Oppositionen bedacht, gerade in diesem Punkt für »Hybridität« optieren (die aus ihrer Sicht allerdings keine ist).

Ob und wo eine Kultur »das Dritte zulässt« oder nicht, ist also keine irgendwie objektiv entscheidbare, sondern vom Wechselspiel zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung abhängige Frage. Nochmals muss betont werden, dass Reflexion auf Drittes nicht *per se* mit friedlicheren Verhältnissen einhergeht. Im Gegenteil: Nicht einmal der Krieg kommt mit der bloßen Zweizahl aus. Entsprechend sind auch Gewaltregimes in ihrem Funktionieren auf einen bestimmten Typus von Dritten angewiesen, der hier allerdings nicht als Mittler, sondern als beteiligt-unbeteiligter *Mitwisser* fungiert. Diesem Zusammenhang hat unter anderem Jan Philipp Reemtsma eine erhellende Analyse gewidmet. Gewaltausübung, so argumentiert er, wird erst dann zu sozialem Handeln, wenn sie sich zusätzliche Adressaten verschafft, d. h. mit der Triade kalkuliert.⁴⁰ Es braucht einen Dritten, »real oder imaginiert, und einen Akteur, der sich auf diesen Dritten, sei er real oder imaginiert, bezieht, damit eine Gewalttat kommunikative Gehalt bekommt«. ⁴¹ Das gilt selbst für extreme Handlungen wie Folter, die zwar zumeist im Verborgenen stattfinden, ihren »sozialen Sinn« aber daraus beziehen, dass sie ein »offenes Geheimnis« sind: »Die Institution der Folter zeigt, dass Gewalt nicht gesehen, sondern nur gewusst sein muss, um den Dritten kommunikativ anzuschließen.«⁴²

So dramatisch Gewaltausübung in der unmittelbaren Interaktion zwischen Tätern und Opfern sein mag, ihre soziale Macht gründet sich auf die Breitenwirkung, die sie als *indirekte* Kommunikation auf scheinbar Außenstehende ausübt. Von diesem Mechanismus machen folternde Diktaturen und Terrorgruppen gleichermaßen Gebrauch. Bekanntlich sind der eigentliche Adressat terroristischer Anschläge, die unschuldige Zivilisten treffen, nicht die Opfer selbst – allein auf die Täter-Opfer-Dyade berechnet, erscheinen Terror-

aktionen als vollkommen irrational –, sondern die große Masse der Überlebenden, in unseren Tagen konkret: das Fernseh- und Internetpublikum.

Dem Kollektiv der passiven Zuschauer, die sich als künftige Opfer imaginieren, steht in politischen Gewaltsituationen ein nicht minder bedeutsames passives Täterkollektiv gegenüber. Diesem Phänomen widmet die Gewaltforschung in den letzten Jahren verstärkte Aufmerksamkeit. In den Worten einer Studie von Jacques Sémelin über Massaker und Völkermord lassen sich auch scheinbar spontane Ausbrüche von Gewalt »nicht auf den Dualismus von Opfer und Täter reduzieren. Das wäre eine allzu manichäische und reduktionistische Sicht. Zwischen beiden Seiten gibt es stets einen »Dritten«, eine »dritte Partei«, von angelsächsischen Autoren häufig *bystander* genannt«, obwohl er keineswegs bloß »dabeisteht«, sondern als Nachbar oder Zeuge »in die gesellschaftliche Dynamik, die die designierten Opfer ins Abseits drängen kann, durchaus einbezogen« ist.⁴³ Vom Grad der Zustimmung oder Gleichgültigkeit solcher Nebenfiguren hängt es ab, ob die Täter sich zu weiterer Eskalation ermutigt fühlen.

Auch die Voraussetzungen für kollektive Gewaltakte, die wie Eruptionen aus einer unergründlichen Tiefe hervorzubrechen scheinen, müssen also im sozialen Feld gesucht werden; man muss die wechselnde Dichte dieses Feldes, die Verteilung von Positionen und die Rollenoptionen analysieren, die den Akteuren zur Verfügung stehen, und dabei vor allem auf die Macht der *indirekten* Beziehungen achten, der impliziten Adressierung von Zuschauern und Mithörern, des *À-part*-Sprechens auf der Bühne der politischen Öffentlichkeit, das ein Angstklima oder Zustimmungsmilieu erzeugt, unter dessen Vorzeichen sich die schweigende Mehrheit sammelt.

Niemals sind in den hier vorgestellten Szenarien die Rollen schon rein arithmetisch festgelegt. Rollenspielflächen können unterschiedlich genutzt, Dynamiken angeheizt oder gebremst werden, und vor allem können die Akteure ihre Position innerhalb der jeweiligen Beziehungstrias tauschen – weitaus leichter, als es ihrem jeweiligen Selbstverständnis entspricht. Konstant ist nur das triadische Grundmuster als solches, das diesen Dynamismus erzeugt. Es scheint, als

43 Jacques Sémelin, *Säubern und Vernichten. Die politische Dimension von Massakern und Völkermorden*, Hamburg 2007, S. 117.

40 Jan Philipp Reemtsma, *Vertrauen und Gewalt. Versuch über eine besondere Konstellation der Moderne*, Hamburg 2008, S. 467.

41 Ebd., 470. Hervorhebung im Original.

42 Ebd., 472. Hervorhebung im Original.

läge in der Figur des Dritten überhaupt das Betriebsgeheimnis von Gesellschaften verborgen.

5

Während in sozialwissenschaftlicher Perspektive die *Rollen* dritter Personen oder Instanzen im Vordergrund stehen, weist die eigentümliche *sprachliche Verfasstheit* des Dritten ihn als ein Paradigma der neueren Kulturwissenschaft aus. Mit seinem ersten Buch *Mensonge romantique et vérité romanesque* von 1961, einem Standardwerk zur Theorie der Triangulierung, hat René Girard die Linien einer *literarischen Genealogie* des Dritten verfolgt. In der Tat ist die Affinität dieses die großen Systematiken verunreinigenden Zwitterwesens zu literarisch-künstlerischen Darstellungsweisen augenfällig. Das liegt zum einen daran, dass an den Rändern des systematisierten Wissens die Übergänge zwischen diskursivem und narrativem Sprechen fließend werden. Zum anderen wohnt triadischen Konstellationen aller Art eine beträchtliche *poetische* Produktivität inne. Die Literaturgeschichte verfügt über einen eigenen, außerordentlich reichen Erfahrungsschatz im Umgang mit solchen Strukturen, was auch andere Wissensfelder, die der sozialen Dynamik und den epistemologischen Irritationen dritter Instanzen der Ordnung/Unordnung ausgesetzt sind, zum Import dichterisch-erzählerischer Verfahren veranlasst.

Wie in der Theorie ist in der Literatur der/die/das Dritte eine sowohl produktive als auch prekäre Größe. Sie eignet sich zur Analyse von Begehrens- und Übertragungsbeziehungen, die zwischen Struktur und Antistruktur, Bindung und Auflösung auf eigentümliche Art oszillieren. Aber der »literarische« Charakter des Dritten beschränkt sich nicht auf den Bereich der Dichtung als solcher. Es ist in jüngster Zeit häufig beobachtet worden, dass die Öffnung dritter, codetechnisch nicht einheitlich zu regulierender Zwischenräume innerhalb von und zwischen unterschiedlichen Wissensgebieten Formen *epistemologischer Improvisation* stimuliert, die sehr oft einen verkappt erzählerischen Charakter annehmen. Lässt sich Kultur als ein Raum definieren, in dem nicht nur vielfältige Kommunikationen stattfinden, sondern die *Codes* der Kommunikation selbst Gegenstand unaufhörlicher Verhandlungen sind, dann bil-

den die Zonen des Dritten, die sich an den Geltungsgrenzen kultureller Normierungen bzw. wissenschaftlicher Systematiken aufturn, neuralgische Produktionsstätten der Kultur. Liegt die spezifische Leistung von Texten darin, dass sie Komplexität selbst unter Bedingungen diskursiver Mehrfachcodierungen, Mischformen und Hybridbildungen zu organisieren vermögen, dann ist es lohnend, literaturwissenschaftliche Verfahren auch außerhalb ihres angestammten Gegenstandsbereichs auf Knotenpunkte gesellschaftlicher Textproduktion zu beziehen. Mit dem Dritten kommen Mechanismen der kulturellen Codierung in den Blick, die, insofern sie einen narrativen Kern in sich bergen, gewissermaßen in die natürliche Zuständigkeit einer genuin literarischen Analyse fallen. Während das Thema einerseits fest in der kanonischen Dichtung verankert ist und zu minutiösen Interpretationen einlädt – weder das Romanwerk Goethes noch die Inzest-Utopie, der sich Musils *Mann ohne Eigenschaften* hingibt, sind ohne Rücksicht auf solche triadischen Beziehungsprozesse adäquat zu verstehen –, reicht es andererseits ins Zentrum einer auf allgemeine Fragen der *sozialen Intelligibilität* gerichteten Kulturtheorie.

Auf vielen Feldern der sozialen Semantik werden ästhetische Motive in Anspruch genommen, die eine vieldeutige dritte Größe ins Spiel bringen: Immer dort, wo von Schwellen, Ursprüngen, Enden und Grenzen die Rede ist und sich mit der Bildung und Auflösung von Polaritäten vom Typ innen/außen, vorher/nachher zugleich die Frage nach Vermittlern, diskursiven Doppelagenten, Grenzwärtern und Schmugglern stellt. Nicht zufällig wurde die Diskursanalyse in den letzten Jahren um den Begriff des *trickster discourse* angereichert,⁴⁴ um solchen Gegebenheiten Rechnung zu tragen.

Mag der Trickster eine subversive Figur sein, so bringt doch auch das Bedürfnis, gesellschaftliche Gegebenheiten politisch-juristisch zu legitimieren, erzählerische Grenzgängerschaften hervor. Rousseaus *Contrat social* etwa ist ein Meisterstück der *narrativen* Bearbeitung des streng logisch nicht zu bewältigenden Problems, dass der Gesetzgeber, der den Übergang der Menschheit vom Natur- zum Gesellschaftszustand bewerkstelligen soll, seiner eigenen

44 Gerald Vizenor, »Trickster Discourse. Comic and Tragic Themes in Native American Literature«, in: Mark A. Linquist, Martin Zanger (Hg.), *Buried Roots and Indestructible Seeds. The Survival of American Indian Life in Story, History, and Spirit*, Madison/WI 1995, S. 67-83.

Zeit voraus sein muss, um dieses Amt auszufüllen.⁴⁵ Die Lehre vom Gesellschaftsvertrag hat ohnehin eine ganze Serie von ausgeschlossenen/eingeschlossenen Dritten *avant la lettre* hervorgebracht und an die moderne Verfassungsgeschichte vererbt. In ihrer unmittelbaren Nachbarschaft gilt Ähnliches für die regulativen Fiktionen der Politik. Wie der Gesetzgeber ist der Souverän insofern eine liminale Figur, als er zugleich innerhalb und außerhalb der politischen Ordnung agiert – dem Trickster nicht unähnlich, obwohl er doch eine vollkommen konträre Rolle zu spielen hat. Eine politische Lektüre der europäischen Herrscherdramen des 17. und 18. Jahrhunderts kann zeigen, dass die Literatur auf diesem Feld Paradoxien ausschreibt, die das zeitgenössische Rechts- und Staatsdenken um seines Funktionierens willen kaschiert.⁴⁶ Die Dichtung zeitigt hier gerade kraft ihrer scheinbar funktionsentlasteten Fiktionalität einen *Genauigkeitsgewinn*, den keine andere Textgattung erbringt. Das lässt erwarten, dass eine literaturwissenschaftlich armierte Textanalyse auch auf anderen Feldern die sich vervielfältigenden Fiktionalisierungseffekte heutiger sozialer Regelungssysteme aufzuspüren vermag.

Da die Poesie ihre Versuchsanordnungen vorzugsweise über Situationen epistemologischer Offenheit oder gar Unentscheidbarkeit errichtet, schult sie den Blick für jene gewissermaßen unfreiwillige Literarizität innerhalb von Funktionsdiskursen, die scheinbar fernab von ästhetischen Prinzipien liegen. Man wird dann genauer auf Probleme sprachlicher Selbstautorisierung, zirkelschlüssiger Beglaubigung und anderer gründungslogischer ›Infektionsherde‹ des Dritten achten, die überall dort auftreten, wo Hierarchisierungsprinzipien fehlen oder sich widerstreiten. Dass die Reflexion des Dritten so etwas wie eine Poetik von Gesellschaften ins Spiel bringt – zumal von Gesellschaften, deren Prämissen in Fluss geraten sind –, lässt die Verhältnisse also nicht harmloser werden; im Gegenteil. Wie die Liebe stützen sich Gewalt und Herrschaft auf wirkmächtige kollektive Fiktionen, die letztlich aus dem Nichts entstehen. Zwischen diesem Nichts und der ins Sein gebrachten, sich als unvordenklich ausgebenden sozialen Ordnung liegt das Heimatland des Dritten, das kein Land und keine Heimat ist. Was seine zwei-

deutige diskursive Positionierung angeht, kann man sich ihn wie einen Gesellen des Tricksters Eshu-Elegba vorstellen, der auf der Grenze zwischen den Feldern mit einem doppelfarbigen Hut entlanggeht⁴⁷ – als Unruhestifter an dem seit Anbruch der Neuzeit errichteten Befestigungswall zwischen der ›Härte der Dinge‹ und dem ›Schweben der Poesie‹, zwischen dem ›Realen‹ und dem ›Imaginären‹.

45 Jean-Jacques Rousseau, *Vom Gesellschaftsvertrag oder Grundsätze des Staatsrechts*, Stuttgart 1977, 2. Buch, 7. Kapitel: ›Vom Gesetzgeber‹, S. 43-47.

46 Vgl. Albrecht Koschorke u. a., *Der fiktive Staat* (wie Anm. 33), S. 113-150.

47 Vgl. den Beitrag zum Trickster in diesem Band, S. 208.